

# Ausland

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1908-1914]**

Band (Jahr): **2 (1909)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-406010>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

stärkte Selbstverteidigung in der Art der Antwort Jesu auf die Frage des Zinsgäuhers war. Sie geht darauf aus, nach beiden Seiten hin gleich recht zu tun; sie gibt keiner Religion den Vorzug vor der andern; sie verurteilt die unbedingte Duldsamkeit, deren der unterdrückte Stamm bedarf.

Die Erzählung wird später auf ihrer Wanderung von Volk zu Volk durch die Zeiten umgestaltet. In einem französischen Kreuzzugsgebet ist von den Rindern der drei Brüder nur der eine echt, die zwei andern nachgemacht und wertlos; da aber von ihren Zuhörern nach dem Vertrauen auf das Wort des Vaters den einen für den echten hält, entfacht Streit und die Schädigung des Besizers des echten Ringes daraus. Hier ist denn der Grundgedanke der Parabel ein ganz anderer geworden, er geht auf die Verherrlichung der alleinigmachenden christlichen Religion aus.

In Italien erfährt die Erzählung unter der Einwirkung des Humanismus der Renaissance eine abermalige Umgestaltung. Schon hier wird sie, wie später bei Lessing, auf den Sultan Saladin bezogen, und den christlichen Fanatismus löst der Hebergriese der Renaissance ab. Zwar ist hier nur der eine Ring der echt, doch da die Ringe nicht voneinander zu unterscheiden sind, so sind praktisch alle gleich gut und wertvoll.

So war denn die Parabel zurechtgelegt zum Gebrauche für den Kampf der Aufklärungszeit gegen den Religionszwang der Rechtgläubigkeit, und sie erhielt europäische Bedeutung, als Lessing sie in seinen Nathan zur Abwehr gegen die Hebergriese der Orthodoxen einführte. Nathan der Weise ist ja die ausgezeichnetste dramatische Arbeit Lessings, und im Nathan ist wiederum die Szene, in der die Parabel vorgebracht wird, der Merz des Stückes.

Der und jener wird sich vielleicht noch eines 1901 in der Zeitschrift „Tilschener“ veröffentlichten Schriftchens des verstorbenen Kunsthistorikers Julius Lange erinnern, wo er sich mit nicht geringer Heftigkeit gegen die Geschichte von den drei Ringen ausspricht. Er behauptete hier, daß der Vater die Rolle der Vorsehung sehr schlecht spielte; denn er läßt jedem seiner Söhne in aller Stille den Glauben ein, daß gerade dieser der vorgezogene Sohn sei, und befragt diesen Glauben durch ein falsches Pfand: er gebe also der Unverträglichkeit der Religionen seinen Segen und fordere sie dazu auf, sich zu haßen und in Religionskriegen zu erwidern. Julius Lange meinte, daß die Söhne in der Geschichte allzu sehr auftraten, indem sie sich damit begnügten, zu disputieren und sich an einen Richter zu wenden; es würde der Wirklichkeit weit mehr entsprochen haben, wenn sie einander gefoltert, gekreuzigt, geschlacht und verbrannt hätten. Was den Richter betrifft, so hat Lange auch an ihm nicht weniger auszuweisen. Er, der die moderne Philologie darstellen soll, gebe in der Geschichte diese Antwort: „Hat jeder von euch den Ring von seinem Vater, so soll ein jeder auch glauben, sein Ring sei der echte und sich im Weltfrieß mit den andern befähigen, die Wunderkraft des Ringes zu erweitern. Das heißt: Behaltet eure Affusion und sucht ihr das Beste abzugeben!“ Er hätte jedoch indessen sagen sollen: Wenn jeder von euch einen gültigen Anspruch auf den Vorzug hat, so ist es so viel, als ob ihm keines hätte. Macht denn einen Strich durch die Geschichte mit dem Kinde! Gebt eure Sinnestäuschung auf! Esist keine Offenbarung, keine privilegierte Religion.

Diese kleine Abhandlung ist eine Leugnung desjenigen heftigen Dranges, die Wahrheit zu fordern und zu bekennen, der — in Langes letztem Lebensjahre — sich auch in seinem harten Urteil über die Lügenhaftigkeit der Königin Leonore Christina ihren Richtern gegenüber kundgab. Er ging streng ins Gericht mit Lessing wie mit ihr.

Und doch war der Nathan, so wie er vorliegt, für seine Zeit eine außerst mutige Tat. Sätte Lessing die von Lange angebotene Schlussfolgerung gezogen, so wäre ein Stück nicht geblieben, kaum gedruckt worden, und er hätte die deutsche Aufsatz zu fühlen bekommen. War ihm das Jahr vor dem Erscheinen des Stückes doch sogar unterlag worden, seine Streitschriften gegen den Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit, Pastor Goethe, fortzusetzen.

Etwas anders ist, daß die Parabel Anlaß zu begründeter Kritik gibt. Aber sie ist geistig auf Kinder berechnet, und so lange die Menschen ihrer ungeheuren Mehrzahl nach Kinder sind, läßt sich nur von ihr sagen, daß sie eine im Verhältnis zu deren Reifungsstadium liegende Mission habe. Die zweite Sage, die das Buch zum Gegenstande hat, ist die vom Engel und dem Greniten, auch die jüdischen Ursprungs, und sie von Volk zu Volk wandernd, auch sie von den berühmten Vätern behandelt — von Mohammed, von Luther, von Voltaire. Zur Kern ist, daß ein Prophet oder ein Engel, der sich einem irdischen Menschen als Begleiter stellt, unterwegs eine Reihe von Handlungen begeht, die unvernünftig, unbedenkbar oder durch ihre Grausamkeit empörend erscheinen, die aber doch nur seinen Ungerechtigkeit dünken, der nicht in ihren inneren Beweggrund eindringt und ihre Absicht erfährt. Es wird eine Erklärung der Handlungen gegeben, die deren Verächtlichkeit und Zweckmäßigkeit nachweist.

Was damit angestrebt wird, das ist die Frage, ob Gott gerecht sei (wie schon das Buch Hiob sie aufwarf) mit einem allen Einwendungen absehnenden Ja zu beantworten. Ein Greis wird getötet, weil er ganz mit Unrecht im Verdacht eines Diebstahls steht; ein armer, gutbürgerlicher Mann verliert seine einzige Stute; gläubige Eltern werden ihres einzigen Kindes beraubt, und umgekehrt bekommt ein geiziger, harter Mann ein prächtiges Schloß zum Geschenk, werden unglückliche Leute mit dem Banne des Höllergewehrs ihrer Kinder beraubt usw. Scheinbar trifft die Unschuldigen unbedenktes Unheil und empfangen die Schuldigen unverdient größere Hebeln und das Verhängnis strengere Strafen im Gefolge haben.

Die Auffassung des Judentums und des Islams stimmt nicht in allen Wesentlichen überein. In Frankreich wurde jedoch zur Zeit Ludwigs des Heiligen die Erzählung derart in christlichem Geiste umgeformt, daß die Gerechtigkeit erst jenseits des Todes im andern Leben eintritt. Was, wie gesagt, geistig, auf oder böse war, beschäftigte damals nicht mehr, es handelte sich einzig um die ewige Erlösung des Menschen. Alles, was dieser dienlich war, selbst das menschlich verwerflichste und schlimmste, stammte von Gott und förderte das wahre Wohl des Menschen.

Voltaire, der sich bei der überlieferten Gottesvorstellung nicht zu beruhigen und Gott doch nicht aufzugeben vermochte, sondern stets eine Scheu vor dem Atheismus bewahrte, beschäftigte sich in seinem Zadig mit der alten morgenländischen Legende, also mit der Frage der Gerechtigkeit: Gottes als hier auf Erden sich offenbarend; denn dem andern Leben schenkte er wenig Beachtung. Der Engel, der ihn in der Gestalt eines Greises Zadig begleitet, belohnt das Lafter und bestraft die Tugend mit scheinbar unwahrscheinlicher Folgerichtigkeit. Nachher erklärt der Engel seine Handlungsweise auf folgende Art: der kleine Knabe, der in dem Fluße ertrank, hätte in einem Jahre seine Kante ermordet. Zadig fragt vergebens, ob es nicht besser gewesen wäre, den Knaben zu erziehen und zu befehlen, statt ihn zu töten; der Engel hat auf alles Antwort und bricht zuletzt, ärgerlich über die vielen Einwendungen, den Disput damit ab, daß er mitten in Zadigs Satz: „Ja, aber, wenn nun ...“ den Himmel einschneidet. Hierin liegt, trotz der Verkündigung, daß nichts zufällig, alles in gerechter Weise geschehe, ein leiser Anflug von respektwürdigem Schmerz und Zweifel. Das Buch des Professor Mypor klingt in Meuperungen aus, die zum mindesten scheinbar die Redigat, die Eshu dem Hiob hält, das blinde, unergründliche Vertrauen auf die göttliche Majestät, gutheißen. Andere wird das Buch vielleicht zu majestätverbrecherischen Gedanken verleiten. Wenn man diese alten Legenden ans neue überklebt und von Kristoffer Mypors Sand von Sand zu Sand, von Volk zu Volk durch die Zeiten geleitet wird, dürfte der stärkste Eindruck, den der Leser empfangt, der der verweirselten Anstrengungen und Erfindungen der armen Menschheit sein, sich dem Anblick der in die Augen springenden Wahrheit zu entziehen. Lieber die wahrhaftigste Auslegung und Sinngebung, als das Aufgeben einer teuren Fiktion, zumal der Fiktion von der liebevollen Obhorge der Vorsehung, den Menschen die unbedingte Wahrheit zu offenbaren, und ihrer nicht geringeren Fürsorglichkeit, der Menschheit die unbedingte Gerechtigkeit zu gewährleisten und angedeihen zu lassen. Lieber sich an die gefühnsten Systeme des Volensismus, des Tycho Brahe klammern, als Kopernikus recht geben! Lieber die Natur mit Phantasiewein bewässern, als sie so sehen, wie sie sich der Beobachtung und Forschung darstellt! Lieber einen Vabelsturm theologischer Metaphysik aufbauen, lieber sich Engeln und Teufeln, Propheten und Geisern verschreiben! Lieber eine geheime, unbedingte, höchstenergende Regierung gleich der des großen Rates im mittelalterlichen Venedig annehmen! Alles besser, als der Wirklichkeit ins Auge zu schauen!

## Ausland.

Spanien. Der einzige Teil Spaniens, in dem der Sozialismus über eine ansehnliche Anhängerzahl und beachtenswerte Parteioorganisation verfügt, ist der industrielle Norden des Landes, und dort vor allem das Industriezentrum von Bilbao. Derselbe Gegend ist aber gleichzeitig auch die Hochburg der Jesuiten, die hierzulande überhaupt fast nur im Ausmaß der großkapitalistischen Unternehmungen zu finden sind. Wie es nun die Söhne Vopolas anfangen, um ihre Verjüngungspolitik auch an den Arbeitermassen zu erproben, davon zeugt eine kleine Nachricht, die sich kürzlich im „Anparcial“ fand und folgendermaßen lautete: „Viele industrielle Werke der Provinzen Vizcaya und Guipuzcoa folgen dem Beispiel, das seit einiger Zeit die „Hochöfen-Gesellschaft von Bilbao“ gibt, und senden ihre Arbeiter zur Belehrung nach Durango. Die Expeditionen zu je 25 Arbeiter treffen Samstag Abend in Durango ein. Die Arbeiter geben die Reisetickets und die Jesuiten gewähren ihnen Kost und Logis. Die Jesuiten haben an die Unternehmer Prospektive verhandelt, in denen das Programm für die geistigen Exerzitien enthalten und die Vorteile, die sie gewähren, aufgezählt sind. Als der bedeutendste Vorteil ist ein vollkommener Ablass verprochen. Die Jesuiten von Durango, weit entfernt, die der Katholikation unterworfenen Arbeiter durch ein liebreich frömmelndes Lehren zu langweilen, verwöhnen sie vielmehr mit Speise und Trank und unterhaltend Scherzen und bemühen sich in jeder Weise, den Leuten außer den Verprechungen eines glückseligen Jenseits auch schon in dieser gemeinen Welt einen Vorgehmad einstiger Herrlichkeit zukommen zu lassen.“

## Schweiz.

Olten. Am Mittwoch den 17. März veranstaltete unsere Bundesleitung in Olten die erste öffentliche Freidenker-Verammlung, in der ich über „Monismus und Christentum“ referierte. Schon eine halbe Stunde vor Beginn war der geräumige Saal des Hotel Schweizerhof bis auf den letzten Platz von 400 bis 500 Menschen gefüllt. Wie einige Wochen vorher in Olten ist es auch in den reaktionären Elementen auch in Olten gelungen, durch frühzeitigen Aufmarsch unter der Führung diverser Geistlicher den Saal vollständig zu besetzen und zu beherrschen. Gleich bei Eröffnung der Verammlung erhob sich ein Tumult, Ruß nach einem Tagespräsidium ertönten. Ein Vertrauensmann der reaktionären Verammlung bestieg einstimmig gewählt, das Präsidium. Nun war wenigstens die Stimmung vorhanden, daß die Verammlung einigermassen zu Ende geführt werden könne. Ich erhielt das Wort zu meinem Vortrag über: „Monismus und Christentum“ häufig von der Verammlung durch Zwischenrufe und Zumulte unterbrochen. Nichtsdestoweniger konnte ich nach einer Stunde mein Referat beenden, der gewählte Präsident eröffnete sofort die Diskussion. Acht Redner waren gemeldet, davon die Hälfte Geistliche der verschiedenen Konfessionen. Als erster hielt ein Ingenieur Freilich das Wort, der speziell den christlichen Schöpfungsgeboten zu retten versuchte, dabei aber mit einigen wenig geistreichen Vergleichen entlassend. Er wollte die Welt mit einer „Lokomotive“ vergleichen und folgte dreist dem technischen Schöpfer der Lokomotive auf den göttlichen Schöpfer der Welt. Bisar Dinkel, ein Zünger der katholischen Kirche, war geradezu naiv, als er versuchte das Kopernikanische Weltssystem gegen den Monismus auszuwählen, obwohl dieses System sich jahrhundertlang gegen den Einfluß der katholischen Kirche, die mit Züchtigkeit am überlieferten geozentrischen System festhielt, durchdringen und durchkämpfen mußte. Und wenn es heute die kath. Kirche fernk brächte, das heliozentrische, kopernikanische Weltssystem wieder zu befestigen, so würde sie es ohne weiteres tun. Weitere Ausführungen zur Frage der Willensfreiheit bewiesen, daß der Redner über diese Frage gar nicht orientiert war, da er dem Determinismus nach bekanntem Muster zum Vorwurf machte, daß jene Herrschaft, die Verrückung jeder moralischen Verantwortung der Menschen bedeute. — Zur Rettung der menschlichen u n f e r b l i c h e n Seele erhob sich ein Arbeiter S t u d e r,

der im Fortleben der Seele nach dem Tode, den einzigen Weg sehe, wie die Unglücklichen der Erde später entschädigt werden sollten für ihr Erdendasein. Dann vertiefte er sich auf dem Boden der Entwicklungslehre, um unter großem Weisfall seiner Zuhörer billige Wege über die Affenabstammung des Menschen zu machen. Nach weiteren bedeutungslosen Erörterungen über die Entstehung des Lebens erhielt ein junger protestantischer Geistlicher, der fortschrittlichen Richtung, Pfarrer P i f f e r das Wort. Derselbe verfuhr wenigstens in sachlicher Beziehung auf das Thema eingehen, und schreite auch vor gewissen Konfessionen an die moderne Lehre nicht zurück. Man hatte überhaupt den Eindruck, daß es sich bei diesem Redner um eine Persönlichkeit mit eigener seltener Überzeugung handelte, der wenigstens den Mut hat, kritisch an die Lehren seiner Kirche heranzutreten. Er erhob den Vorwurf gegen mich, daß er in meinen Ausführungen die „Ehrfurcht“ vermehrt habe, die man dem Christentum auch von Seite der Gegner entgegenbringen solle. Ich hätte mir meine Kritik leicht gemacht, da ich aus meinen Ausführungen das Christentum und den liberalen Protestantismus ausgediehlten und mich nur mit dem orthodoxen Kirchentum besetzt hätte. Redner kommt dann in temperamentvollen Meuperungen auf die ethische Bedeutung Jesu zu sprechen, zitiert einige Verse aus der Bergpredigt und behauptet, daß unter garer ethisches Leben sich auch heute noch auf Jesu stützen müsse. — Andere Töne schlug der nächste Redner, Pfarrer S t e b e l e r (Sagendorf), an, der zuerst in übertriebener und gehässiger Form Saeckel wegen seiner „Fälschungen“ angriff. Er kam denn auf die Entwicklung zu sprechen und stellte an mich die kategorische Frage, wenn ich behauptete, daß alles in der Welt einem Entwürfnisprozeß unterliegt, sei denn vor 5 oder mehr Tausend Jahren 2, 2 auch gleich 4 gewesen? Wenn sich alles entwicke, so müsse sich doch da auch eine Aenderung zeigen (!) Ich habe ihm darauf erwidert, daß er als katholischer Briefter zuerst einmal das Einmal-eins von vorne anfangen zu lernen, da nach seiner Dreieinigkeitstheorie 3.1 = 1 ist, was ihm aber gar keine Zweifel zu bereiten scheint. Nach weitere Redner folgten und ich erhielt das Schlusswort. Ich rekapitulierte noch die Auslassungen der einzelnen Redner und sagte in meinem Schlusswort nochmals unsere Grundsätze kurz zusammen, mit dem energischen Appell schließend, daß alle diejenigen, die sich innerlich losgelöst haben von der Kirche, auch nach außen hin, den Austritt erklären, nur dann werden wir im Laufe der Zeiten erreichen können, daß wir uns durch eigene Kraft hier auf Erden, in diesem einzigen Leben eine paradisiische Stätte schaffen können.

Kaum hatte ich meine Schlussausführungen beendet, als der Vorsitzende die Verammlung schloß. — Aber die Teilnehmer gingen nicht zu den Ausgangstüren, sondern plötzlich sah ich mich auf der Bühne, von der aus ich gesprochen hatte, von weit über 100 drohenden, fanatischen Gestalten umringt. — „Schmeiß ihn raus!“ „Schmeiß ihn raus!“ „Eine Bombe gehört ihm!“ Solche Ausruße von der erregten Menge drangen gabelnd an mein Ohr. Die Christen waren ihrer „christlichen“ Stimmung. Immer drohend vor die Situation für mich. Von „r u d w ä r t s“ erhalte ich schon Ruffe und Fußstritte, denn Christen sind feig! Einige weniger fanatisierte Juden zu vermittelten, sie fordern mich auf, den Saal zu verlassen, doch ein Rückzug hätte meine Lage nur verschlechtert. Ich blieb und forderte nochmals unter Hinweis auf mein Hausrecht auf, den Saal zu verlassen. Aber alles half nichts. Auch Pfarrer Pfister, der vorher in der Diskussion gesprochen hatte, nahm sich meiner an und suchte die Leute von Fälschungen abzuhalten, man sah ihm an, daß er bestürzt war über die Lämmeleiten seiner christlichen Anhänger. Inzwischen war auf telephonischem Wege von der Polizei Hilfe herbeigerufen worden. Und so gelang es dann doch mit einiger Mühe ohne weitere Zusammenstöße, den Saal allmählich zu räumen. Die Christen aber haben sich in Olten wieder in ihrer ganzen Charakterlosigkeit und Verwahrlosung gezeigt!

Zu eigener Sache. Der Redaktion unseres Blattes ging folgende Resolution des Monistenkreises Genf zu: „Im Auftrage des „Monistenkreises“ Genf habe ich Ihnen folgende Resolution mitzuteilen: „Wir leben in einer großen Zeit; nicht politische Umwälzungen sind es, welche ihr den Stempel aufdrücken, sondern was jetzt die Geister der denkenden Menschheit bewegt, ist der Kampf um die Weltanschauung, um die Befreiung von den Fesseln der Kirchen und Religionen.“

Als Führer in diesem Streit gehen uns voran Männer wie Darwin, Häckel, Weismann, Panth, und viele andere große Geister, und diese in ihrer Aufgabe zu schützen und zu fördern ist unsere Ehrenpflicht. Ohne uns an persönliche Meinungen zu binden, sondern immer bereit, den Prinzipien des Monismus getreu das Beste aus den Ergebnissen der Wissenschaft auszuwählen, um unsere Weltanschauung zu festigen und zu erweitern, werden wir doch stets für die Männer eintreten, welche uns den Weg gebnet und in jahrelangem Kampf dem Monismus seine heutige Gestalt und Stellung erschaffen haben. Mit desto größerem Unmut haben wir in der letzten (Februar-) Nummer des „Freidenker“ gelesen, daß dieser an die klare Abwehr Saeckels gegen die niedrigen und unwissenschaftlichen Angriffe eines Dr. Braß vom Replerbund eine ähnliche Bemerkung knüpft, welche dazu dienen soll, die Wirkung der Worte Saeckels abzuschwächen. Deutlich sehen wir, daß der „Freidenker“ auf falschem Wege ist, denn die Feinde des freien Gedankens drucken voll Freunde keinen Ausfall auf Saeckel ab. Wir, der hier verammelte Monistenkreis Genf, erklären hiermit, daß wir mit der Stellungnahme des „Freidenker“ in seiner Weise einverstanden sind, und werden bei dem nächsten derartigen Versuche, unsern Gegnern in die Hände zu arbeiten, auf den weitem Bezug dieser Zeitung verzichten.“

Anmerkung der Redaktion. Trotzdem vom Monistenkreis Genf eine Veröffentlichung vorschlagender Resolution nicht verlangt wurde, haben wir sie dennoch hier wiedergegeben, da wir erstens den in fraglicher Angelegenheit vertretenen Standpunkt voll und ganz verantworten können und da es gerade unsere Bewegung verlangt, daß solche Meinungsäußerungen öffentlich ausgetragen werden. Es war jedenfalls sehr loyal, daß wir trotz des beschränkten Raumes unseres Blattes den Saeckelschen Abwehrartikel gegen die Präsidialen Ausruße ungefährzt zum Ausdruck brachten. Wir wollten auf diese Weise jedem unserer Leser ein selbständiges Urteil zur Sache ermöglichen. Es war aber unser bestrebtbares Recht, daß wir auch unsere persönliche Ansicht zum Ausdruck brachten. Und dies ist in rein sachlicher Weise geschehen, lediglich durch die Konstatierung, daß die Benützung der Kombi-